

# Unter afrikanischem Großwild

Von

Heinrich Fond

Oberstleutnant a. D.



---

Im Verlag Ullstein / Berlin

### 3 Kapitel

## Ja der Heimat des Elefanten und des Nashorns

Tembo na Kifaru

Dort im Norden des Landes, wo noch höher, wie längst erlöschene Vulkanen (4- bis zu 4000 Meter Höhe stehen, ist es täglich viele Stunden auf einem hochgelegenen trigonometrischen Signal, das auf Höhen der Spiegel anderer Punkte erstreckt, um mit den Entfernungen zu beginnen. Über Lagerung kann kein Zweifel, und da bei Dingen nicht eine Stunde verstreichen werden durfte, was es oft nicht notwendig auf meiner selbigen, unbenutzten Seite. Das war, nach Dingen zu, lag ein mehrere Kilometer hohes, unpassierbares Gabelst, ich sah und nur teilweise von Strauchwerk und Büschen, wenigen Büschen bestehend. Mit meinem neuen Zeigler nicht Jense, dem guten Georgias geschickter Unterführung, verfuhr ich nach allen Möglichkeiten in der Natur herum, solange es möglich zu bestimmen gab. Es wurde ich bald auch ein gegenüberliegendes, unpassierbares Gabelst als, in welches das Gabelst von mir überging. Die Entfernung bis zum Gabelst wurde bei Kilometer betragen. Die Luft war nach mehreren Tagen unbeschwer-

Nur, so daß man mit dem Maße umzugehen weiß und nicht verbotenen Bereich. Namentlich ist bei Kindern sehr zu beachten, die Dinge aufgestellt und bei ihnen eingestrichelt, als ich ihnen Vorlesungen las und zwar in leichter Sprache, daß ich es nicht gut nicht glauben wollte. Der Maß, bei dem viele Dinge habe, was gut sein rhen eingehen.

Die ich auch mein Maß hinsichtlich, überall waren Vorlesungen im Buchstabe, die mir nicht den Tugendstücken verbotenen. Hier, insbesondere waren es sehr. Wichtiglich war, die von langem logischen Aussagen aus konnte ich am nächsten Tagen Vorlesung die Tiere in all ihrem Tun und Treiben beobachten. — Ein unangenehmes, mühsames Ziel! — Dann waren sie verführerisch und nach ihnen in den Ringen (nicht weitergewandt). —

Die unangenehmen Maßgebete des Ringens sind sollen nicht prüfen Schritte nicht Vorlesung auf, wie wir sie bei uns, wie bei einem lange können sie vollständig, natürlichen Übung hatte, können.

Das hat überhaupt nicht alle Probleme ohne Zweifel nicht Vorlesung, Namentlich in der Zeit gewaltige Tode, als nur rund 20 Jahren angenommen werden konnte. Zeichnen die nicht anderen Uffern Maß bei im Süden, die Vorgänger der Dageb Höhe und Todege — während bei Schritt großen Mühsamkeit und dem Dittoria-Sprache mußte die Dittoria bei ungeschulten Zustände ist.

— Und heute ist es verhältnismäßig leicht, auf heute gleich ungenügend, wie je verführerische Dageb-

men einer fogenhaften Urzeitwelt zu Schutz zu kommen, wenn man nicht von hartnäckiger Schicksalungunst verfolgt wird.

Leicht jedenfalls für den, der Zeit hat, viel Zeit.

So viel Zeit fand sogar während des Aufstandes 1905/06 ein am Rufiyi tätiger Herr, daß er 17 Elefanten erlegte, die ich später an Ort und Stelle nachweisen konnte. Wieviel er außerdem krank schoß, weiß man nicht. Derselbe begründete diesen Bettel mit der gemütvollen Erklärung: „Wenn ich sie nicht schieße, dann schießt sie ja ein anderer.“

1907 schoß ebenfalls am Rufiyi ein „sogenannter Bur“ 30 Elefanten in wenigen Monaten.

Im Bezirk Mahenge wurden von Europäern ebenfalls eine ganze Reihe von Elefanten erbeutet, die dem Hauptjäger, der immer unterwegs war und sich von guten Schützen helfen ließ, viele Goldmark eingebracht haben müssen.

Ihm verdanke ich auch meinen Zusammenstoß mit dem Flußpferd, denn er war wie gewöhnlich in dem für mich bestimmten neuen Einbaum von der Fährestelle Urambo auf Elefantenjagd unterwegs.

Die Elefanten durchstreifen zu gewissen Zeiten gern ganz bestimmte Gebiete.

So kommen sie während der Regenzeit von den Bergen herab in die Rufisifi- und die Manganobene. Zur Zeit der Mangoreise (Ende November) stellen sie sich pünktlich am Rufiyi bei den alten hochtragenden Mangobäumen ein, welche an den Plätzen längst verlassener Dörfer üppig gediehen und sich zu aus-

gesprochenen lichten Waldstücken vereinten und entwickelten.

Am Kilimandjaro war einige Jahre lang der Abschuh von Elefanten verboten. Wegen des Schadens, den sie dann in den Pflanzungen anrichteten, wurde die Jagd wieder gestattet, bis 1909 das neue Jagdgesetz erstreulicherweise diese großartigen Geschöpfe Gottes wieder in Schuh nahm; einmal durch die hohe Jagdscheingebuhre und dann durch die Beschränkung der Zahl der zum Abschuh freigegebenen Tiere auf zwei pro Jahr und Jagdschein. Aber wenn dieses Gesetz auch noch so gute Wirkungen zeitigt, der Elefant wird in Deutsch-Ostafrika langsam und sicher ausgerottet werden, denn die Bestände sind doch nicht groß genug, um auch den eingeschränkten Abschuh zu ergänzen, geschweige durch Mehrnachwuchs zu übertreffen.

Das immer im Preise steigende Elfenbein ist ein zu kostbarer Stoff, als daß nicht doch darauf gewildiebt werden kann und wird, in einem Lande, in welchem die Kontrolle so schwer ist. Als Wechselwild wird der Elefant an den Grenzen der ganz gesperrten Jagdreservate ebenfalls immer leicht abgeschossen werden können.

In den ungeheuren, menschenarmen Gebieten des Kongostaates leben, wie berichtet, noch heute so zahlreiche Elefantenherden, daß eine wesentliche Verminderung der Bestände sobald nicht zu erwarten ist. Wenn es nicht verbürgt wäre, möchte man es nicht für möglich halten, daß die Araber, welche vor etwa

60 Jahren von Osten her den Tanganika überschritten und in den heutigen Kongostaat eindrangen, ganze Dorfumzäunungen fanden, welche nur aus Elfenbeinzähnen bestanden. Einen Wert hatten die Zähne damals für ihre Besitzer kaum. Sie wurden theils zu Hausgerät, wie Hämmern, Stößeln, theils zu Schmud u. dgl. verarbeitet. In einigen Ländern Westafrikas stand einst die Elfenbeinschnitzerei in hoher Blüte, wie z. B. die in Benin erbeuteten überaus kostbaren Stücke, die ihren Weg ins Museum für Völkertunde nach Berlin gefunden haben, erkennen lassen. In ganz Innerafrika steht heute das Elfenbein unter allen Handelsartikeln, dem Werte nach, noch an erster Stelle.

Elfenbein zu erbeuten, war und ist naturgemäß das Ziel und Streben zahlloser Menschen in Afrika, die nach Gewinn, Reichtum und Macht trachten. Würden, so lange die Welt besteht, um an Gold, Edelsteinen oder sonstigen Kostbarkeiten reiche Länder blutige Kriege geführt, so veranlaßte die Gier nach Elfenbein in Innerafrika zahllose Kämpfe, Greuel, Mord und Brand. Nicht nur der Elefant wurde vernichtet, wo man ihn mit Pulver und Blei erreichen konnte; nein, um des Besizes seiner Zähne willen wurden friedliche Völkchen überfallen und ausgeraubt, die sich zur Wehr setzenden Menschen umgebracht, soweit sie nicht gefesselt den Raub selbst erst forttragen mußten und später als Sklaven verkauft wurden.

Hiervon gibt keine Chronik Kunde. Keine Aufzeichnung, keine Urkunde wird jemals Zeugnis ab-

legen können, in welchem Verhältnis die Zahl der des Elfenbeins wegen geopfertem Menschenleben zu der der getöleten Elefanten steht. Wie grausige Märchen hören sich heute die Erzählungen alter Araber an, welche jene Zeiten mit erlebten. Auch eine „Segnung der Kultur“ für Afrika, die Feuerwaffe! Und dann — machten es die Nachfolger der Araber im Kongostaat lange Zeit viel besser?

Kein größerer Friedensbringer war in der Tat für den schwarzen Erdteil denkbar, wie die Eisenbahn.

Der Elefant wird dabei allerdings verschwinden, wenn er nicht gemeinsam von den Kulturnationen erhalten wird, denn die Bahnen stessen seinen größten Schuß, den unendlichen Raum! Keine Verwaltung hat ein Interesse daran, daß Abenteuerer sich an einem — dank der modernen Feuerwaffen — ohne besondere Mühe zu behebenden Schatz des Landes bereichern oder daß ein fanatischer Rintod sich wertlose Rekordziffern erkmallt. Wem die Zahl der — gegen ganz mit Recht sehr hoch zu bemessende Jagdscheingebühr — zum Abschuß erlaubten Elefanten auf einige wenige eingeschränkt wird, der hat dann auch das größte Interesse daran, nur alte, starke Bullen mit gewichtigen Zähnen zu jagen und wird davon abgehalten, sein Schießrohr ziel- und wahllos auf weibliche und unausgewachsene Tiere abzufeuern. Das gleiche gilt sinngemäß für Büffel, Nashorn und anderes seltene Wild.

Der afrikanische Elefant unterscheidet sich von seinem indischen Vetter in der Hauptsache durch seine

größeren Stoßzähne, seine gewaltigen, einem Riesenfächer ähnelnden Ohren und seine, diesen überhaupt überragende Größe.

Wie natürlich ist es nicht, daß jedem Jäger voll freudiger Erwartung das Herz klopf, wenn er zum erstenmal im afrikanischen Busch auf die frische Spur des Riesen stößt, der trotz seiner Größe direkt lautlos wie auf Sammisohlen vielleicht vor Minuten nur das Laub der Bäume streifte! Wer denkt in diesem Augenblick an das zu gewinnende Elfenbein! Den Wert der Zähne würde er gern bezahlen, wenn sie nur als Trophäe sein würden.

Jetzt beherrscht die Passion jeden Gedanken! Nur heran an das Wild. Nur einmal dem Nacken der Vorzeit Aug' in Aug' gegenüberstehen zu können ist der brennende Wunsch, der jeden Gedanken an Gefahr oder gar Gewinn selbst unter der Bewußtseinschwelle ausschaltet. Welch seltene Wonne bietet nicht grade hier dem echten Jäger der Gedanke, sein Leben daran zu setzen, im immer ungewissen Kampf mit der Kraft eines Wesens, dessen Tritt ihn zu Brei zerstampfen, dessen Rüsselschlag ihm das Rückgrat wie eine Glasnadel zerschmettern könnte. Muß es nicht der unbeschreibliche Genuß an gleichsam in Sekunden konzentrierter Lebensanspannung sein, welche die Pulse fliegen, das Gehirn wunderbar klar arbeiten, jeden Nerv aufs äußerste anspannen läßt, in der berauschen- den Erwartung, was der nächste Augenblick bringt?

Muß ein nicht ungeheurer Reiz darin liegen, die eigene, dem Gegner gegenüber minimale Körper-



kraft durch Kaltblütigkeit, geschickte und besonnene Leitung der durch menschliche Intelligenz in einer unscheinbaren Metallhülse aufgespeicherten Explosionskraft in Gestalt einer winzigen Menge modernen Pulvers anzuwenden, dessen vernichtende Wirkung durch einen schwachen Fingerdruck am Abzuge, einem lenkbaren Blitze gleich, nach Belieben zu erzeugen ist?

Nur das geübte Auge erkennt während der Trockenzeit die Spur des Elefanten auf festem Boden ohne Graswuchs an dem fast runden Umriß der vorderen, dem mehr ovalen der hinteren Füße und den ganz fein im Sande darin abgezeichneten Rissen der Hornsohle. In aufgeweichtem Erdreich dagegen drückt das Gewicht des massigen Körpers die Füße oft so tief in den Schlamm, daß große Löcher entstehen. Ich entsinne mich meines anfänglichen Erstaunens, als ich einst im Tal des oberen großen Ruaha auf viele Hunderte solcher steinhart gewordenen Löcher stieß, welche von der Anwesenheit ganzer Elefantenherden während der letzten Regenzeit zeugten. Nicht selten bedecken solche Spuren den Regerpfad, denen dann mißvergnügt gefolgt wird, weil man im hohen Graße oder bei Dunkelheit alle Augenblicke stolpern oder in ein derartiges Loch treten kann. Die Träger geben das Vorhandensein solcher und anderer Hindernisse auf dem Wege durch Zuruf nach hinten weiter, damit die Folgenden vorsichtig schreiten und sich nicht verletzen. So ertönen z. B. immer wieder die Warnungstöne: „Jiwe!“ (Stein), „chimo“ (Loch), „mti“ (Baum, Ast) und besonders oft auch „siasu“

(Ameise), wenn ein Zug jener sich wütend festbeißen-  
den braunen Ameisenart, der jeder schleunigst aus  
dem Wege geht, den Pfad kreuzt.

Sicherer als die Spur deutet das Vorhandensein  
der ganz unverkennbaren, frischen Losung, deren  
Häufigkeit auf eine recht gesegnete Verdauung schlie-  
ßen läßt, die Nähe eines Elefanten an. Eine einzelne  
Fährte ist bei feuchtem Boden leicht zu halten, auch  
wenn andere dieselbe kreuzen. Sehr viel schwieriger  
gestaltet sich die Spurfolge zur Trockenzeit. Vor  
allem muß man darauf achten, daß der Elefant keinen  
Wind bekommt, da er sonst derart flott abgeht, daß  
die Aussicht, ihn noch zu stellen, fast immer schwindet.  
Bei günstigem Winde ist es nicht schwer, sich sogar  
bis auf zehn Meter und näher heranzupürchen. Je  
näher man herangeht, um so sicherer kann man den  
sofort tödlichen Schuß ins Gehirn anbringen. Bei  
gesenktem Kopf zwischen die Augen – Rüsselansatz –  
von der Seite zwischen Auge und Ohr, auch ins Ohr  
oder dicht dahinter! Geht das nicht, so ist Blattschuß  
zu empfehlen. In besonders geeigneten Fällen kann  
man Knieschuß versuchen, da der Elefant, im Gegen-  
satz zu den meisten anderen Wildarten, auf drei  
Keinen nicht weiter kann.

Die Wahl des günstigsten Zielpunktes hängt eben  
ganz von den Umständen ab und ist nicht selten mehr  
Sache blühartigen Entschlusses, wie kühler Über-  
legung. Bei Kopfschüssen muß man sich im Geiste  
schnell die Lage des Gehirns vergegenwärtigen. Bei  
planlosem Losknallen auf den Schädel, in die un-

gefährte Gegend, wo das Gehirn vermutet wird, kann nur ein reiner Zufall zum Erfolge führen. Meist flüchtet der Elefant weit fort und verlüdert nach langen Qualen irgendwo im Busch.

Die inneren lebenswichtigen Organe sind durch das starke Knochengestüst so gut geschützt, daß ein Geschöß leicht an einer Rippe abgleiten kann. Schwerverwundete Elefanten sollen bisweilen von ihren Genossen gestützt fortgebracht werden. Es liegt kein Grund vor, an einer solchen Möglichkeit zu zweifeln.

Am Kilimandjaro hörte ich mehrfach von Eingeborenen über eine angeblich gemachte Beobachtung sprechen, nach welcher dort im Urwalde ein uralter, greisenhafter Elefantenbulle mit enormen Stoßzähnen lebe, bei welchem das Gewicht der Zähne seine Bewegungsfreiheit derart beeinträchtige, daß er, um schneller vorwärts zu kommen, — auf der Flucht usw. — seinen Kopf mit den Stoßzähnen auf die abfallende hintere Rückenpartie eines vor ihm herschreitenden Genossen lege, dieser ihn also derart stütze. Bei der Klugheit der Elefanten ist eine solche Möglichkeit nicht ohne weiteres in das Gebiet der Fabel zu verweisen.

Daß ein angeschossener Elefant in seiner grenzenlosen Wut ein furchtbares Segner sein und beinungslos auf den Schützen zurasen kann, ist nichts Erstauuliches. Wehe dem, den er erreicht und der sich nicht im letzten Moment vom Wege schnellend im Gestrüpp vertriehen kann! Wunderlich ist es aber, daß nicht weit mehr Elefantenjäger bei der Jagd ge-

tötet werden, als es der Fall ist! Auf Grund vieler Gespräche mit erfahrenen eingeborenen Jägern und einer allerdings nicht grade zuverlässigen mündlichen Unfallstatistik unter ihnen möchte ich annehmen, daß etwa auf fünfzig von Menschen getötete Elefanten erst ein vom Elefanten getöteter Mensch kommt.

Blindlings und scheinbar ohne Überlegung rast und stürmt der riesige Wüterich — wenn er angreift — meist auf seinen kleinen Gegner los und oft zuerst an ihm vorbei, so daß dieser fast immer Zeit zur Flucht in den Busch findet oder sich sonstwie drücken kann. Das Gesicht des Elefanten ist nicht scharf. Dazu befinden sich die Augen so hoch über dem Erdboden, daß ein ganz nahe befindlicher, liegender oder kniender und im Graswuchs oder Strauchwerk Deckung suchender Mensch leicht übersehen werden kann. Der wunderbar seine Geruchssinn des Elefanten gereicht dem Menschen weit eher zum Verderben. Aber selbst dieser Sinn führt auch lange nicht immer sofort zum Finden des Angreifers, da der Elefant mit hochgehobenem Rüssel dahin zu stürzen pflegt, wo er den Feind — durch Riechen suchend — vermutet und indem er zu hohe Luftschichten abschnüffelt, einen am Erdboden hingekauerten Menschen nicht immer sofort wittert. Nur auf diese Weise kann ich mir wenigstens erklären, wie es möglich ist, daß so viele Jäger, deren Flucht unmöglich war, vom ihnen folgenden Elefanten nicht gefunden wurden und mit heiler Haut davon kamen.

Wenn er aber saßt, der ist verloren!

Und doch — auch hier gibt es Fälle, die als reine Wunder anmuten. So wurde einmal ein Boy von einem angreifenden Elefanten auf die Stoßzähne geladen und dann sozusagen als „Postpaket“ in den Busch geworfen.

Einen traurigen Ausgang nahm eine Elefantenjagd, welche ein mich begleitender Ingenieur gelegentlich einer Forschungsexpedition am Rufiji-Ulanga unternahm.

Er verfolgte einen angeschossenen Elefanten, als dieser plötzlich zum Angreifer wurde und ihn zu schnellster Flucht zwang. Er wurde jedoch von dem Elefanten auf dem schmalen Fußpfade eingeholt und durch Fußtritte und Zahnstöße getötet. Die wenigen Begleiter, denen es geglückt war, sich im Busch zu verstecken, berichteten, daß sie sich erst entfernen konnten, nachdem das rasende Tier noch stundenlang unter Wüten und Toben die Umgegend der Unglücksstätte abgesehen hatte. Der im Mahengebiet wohlbekannte bödsartige Elefant Mangula, der schon eine ganze Zahl Menschenleben auf dem Gewissen haben sollte, wurde vor Jahren erlegt, worauf bei den Eingeborenen sein Name ehrend auf den glücklichen Schützen überging.

Als ich im Juli 1907 gelegentlich der bereits erwähnten Rufiji-Ulangaexpedition die Landschaft Behobebo passierte, wurde ich vor einem Elefanten gewarnt, der jede Karawane angreifen sollte und erst vor kurzem zwei Frauen und einen Mann getötet habe. Im Bezirk Tabora wurde ein Offizier und ein

Arzt der Schutztruppe auf einem gänzlich „unbewaffneten Spaziergang“ von einem plötzlich auftauchenden böshafsten Elefanten hartnäckig verfolgt; sie entkamen nur mit knapper Not.

Man sagt, daß die alten Einzelgänger — die getrennt von der Herde leben — für gewöhnlich böartige und angriffslustige Tiere seien. Manche Beobachtung spricht dafür, daß diese Ansicht oft zutreffend ist. Fast jeder dieser alten Herren ist eben schon mal beschossen worden und hat den Menschen als seinen einzigen und schlimmsten Feind kennengelernt.

Im allgemeinen darf man annehmen, daß der Elefant die Flucht ergreift, wenn er Menschen wittert und ebenso, wenn er irgendwo schießen hört. Auch er ist eben durch Schaden und Erfahrung klug geworden. Daß Elefanten andererseits von lärmendem Brechen im Gehölz, ja von lautem Sprechen bisweilen — d. h. wenn der Wind entsprechend steht — gar keine Notiz nehmen, auf Unterhaltung im Flüsterton in ihrer Nähe aber sofort verschwinden, habe ich einige Male selbst erfahren, öfter noch wurde es mir berichtet.

In einem Falle beobachtete ich einen vielleicht zweihundert Meter entfernten Elefanten etwa eine halbe Stunde lang, der in einem der Jagdreservate am Rufiyi am gegenüberliegenden Ufer stand. Die Karawane trat nach und nach lachend und schwachend ein. Es wurde ungeniert laut gesprochen und gerufen, zuletzt sogar gepfiffen. Der Elefant langte in größter Seelenruhe mit dem schlangen-

gleichen Rüssel, sorgfältig den Lianenbusch betastend und untersuchend, die ihm zusagenden Ranken und Blätter herab, von Zeit zu Zeit innehaltend und witternd. Er mußte die Geräusche trotz des Wasser-tauschens hören! Erst auf einen in die Luft abgegebenen Schuß schob er sich zusammen, krümmte den Rücken und war, mit gradezu komisch wirkender Behendigkeit einen Flußpferdwechsel erklimmend, im Busch verschwunden. Der Anblick eines wilden Elefanten gehört hierzulande keineswegs zu den alltäglichen Erlebnissen, er wird einem sogar nur sehr selten zuteil, selbst wenn man immer unterwegs ist. Ich selbst bin trotz unablässiger Versuche nur siebenmal an Elefanten auf Sicht herangekommen, während friische Jährtcn sehr oft meinen Pfad gekreuzt haben.

Wo eine Elefantenherde durchkam, sieht es übel aus. Ganze Bananenpflanzungen werden verwüstet, die dicken Stengel zertrübt und niedergetreten. Gewisse Akazienbäume, deren Laub und Rinde der Elefant bevorzugt, werden wie Zahnstocher umgebrosen. Schenfeldide Bäume liegen in Reihen entwurzelt da, als ob ein gewaltiger Sturm durch den Wald gefegt sei.

In der Mlangaebene kommt es jedes Jahr vor, daß die Reisvorratshäuser der Eingeborenen von Elefanten auseinandergerissen und ihres beliebten Inhalts beraubt werden. Mit Plakpatronen oder blinden Schüssen würde man die nicht geladenen Gäste von den Kulturen fernhalten können. Dazu gehören zunächst in den Jagdreservaten, dann auch in den

anderen bedrohten Landstrichen vom Gouvernemeut angestellte Wärter, welche die mit so gesundem Appetit gesegneten Freisser zu verjagen hätten.

Die zwei Jagdwarter pro Bezirk von der Größe eines kleinen Königreichs, die ihr sorgenloses Dasein beschaulich in irgendeinem Jagdreservatwinkel ver- schlafen, können nichts machen.

Will man den Elefanten opfern — die Notwendig- keit liegt noch lange nicht vor, aber sie könnte für ge- wisse Landesteile eines Tages eintreten —, dann sollte das Gouvernemeut selber den Abschuf in die Hand nehmen und den Elfenbeinertrag zum Nutzen des Landes verwerten. Will man den Elefanten schonen und die vorhandenen Bestände erhalten oder ver- mehrten, so kann nur eine völlige Schonzeit von min- destens zehn Jahren helfen, nach deren Ablauf pro Jahr und Jagdschein im Höchstfalle zwei Elefanten gegen hohe Schufgebuhr freigegeben werden durfs- ten. Für erlittenen Flutschaden muften die Be- troffenen aus den Einnahmen der Jagdscheingebu- hen entschädigt werden.

Ebenfalls muhte das Gouvernemeut an zuver- lässige Personen unentgeltlich Vorderlader verleihen und Pulver liefern zur Abgabe von Schreckschufsen. An Europeer Flakpatronen für Hinterlader.

Der Nachwuchs an jungen Elefanten ist natur- gemäß gering.

Im Laufe der Jahre ist es mehrfach gelungen, junger Elefanten habhaft zu werden, deren Mutter- tiere auf der Jagd erlegt oder geflüchtet waren. In



fast allen Fällen brachten die Eingeborenen den „Fund“ dann zur Station oder zu einem ihnen bekannten Europäer. So hatte 1896 der Posten Rajagga am Nordstrand des Tanganika zwei junge Elefanten. In Feinga waren ebenfalls einige. Alle Tiere gingen aber über kurz oder lang ein. Nur einer lebte ein Jahr, ein anderer sogar anderthalb Jahr. Mit wurde 1903 in Moschi von Masai ein junger männlicher Elefant von etwa 80 Zentimeter Höhe gebracht, den die Finder angeblich mitten in der Steppe verlassen angetroffen hatten. Vermutlich war das Muttertier von Wakambawildkernern verbotenerweise mit Giftpfeilen erlegt worden.

Es war ein zum Lachen zwingender Anblick, als der Zug sich der Voma Moschi näherte. Voran einige schlanke Masai, mit Fett und roter Erde am ganzen Körper geschminkt, dann der „Funder“ und hinter ihm marschierte verständig, tapfer, treu und brav wie selbstverständlich unser junger Elefant!

Welche Mühe haben wir nicht auf ihn verwandt. Alles drehte sich nur noch um sein Wohlergehen und um die Frage: „Wird er durchkommen oder nicht?“ Die ihm per Flasche verabreichte Kuhmilch nahm er sofort gierig an und konnte gar nicht genug bekommen. Nach den ersten Tagen der Schwäche erholte er sich schnell, so daß er nach vierzehn Tagen recht wohl schien, sofort zum Spielen herankam, wenn wir zu ihm gingen, und versuchte, uns unter köstlichem Brummen mit der Stirn vom Platze zu drücken. Nur in seinen geräumigen Stall, ein leeres Magazin,

wollte er abends absolut nicht herein. Wir begannen zu hoffen. In der dritten Woche fiel er zusehends ab, die Verdauung funktionierte nicht mehr, und kurze Zeit später starb das kleine Kerichen, nachdem er die letzten Tage wie ein schwertrankes Kind ruhig und still dagelegen hatte. Man mußte zwar im kolonialen Dienste immerzu allerlei Aufgaben lösen, die man sich zu Hause nicht träumen ließ. Aber „junge Elefanten aufziehen können“, wurde nicht verlangt. Einen erheiternderen und zugleich in gewissem Sinne rührenderen Anblick als diesen altklugen Miniaturriesen mit seinen gemessenen, verständigen Bewegungen, seiner Zutraulichkeit und seinem Anschlußbedürfnis kann ich mir schwer vorstellen. Vermutlich lag unser Fehler beim Versuch, ihm die Muttermilch zu ersetzen, daran, daß wir die Kuhmilch aus Unkenntnis nicht verdünnt hatten. Die Zahl der seit unserer Besitznahme der Kolonie gefangenen und später eingegangenen jungen Elefanten mag einige Duzend betragen. Das junge Nashorn und besonders das Flusspferd ist sonderbarerweise viel leichter mit der Flasche aufzuziehen. Im Kongostaat sind in den letzten zwanzig Jahren eine Anzahl junger Elefanten gefangen worden und am Leben geblieben, welche Arbeitsdienst nach Art der indischen verrichten.

\* \* \*

Anfang Dezember 1898 übernahm ich die 3. Kompagnie und zugleich die provisorische Station Rollinga am Rande des Idzungwegebirges in Uhéhe,

eine Station ausgezeichnet dadurch, daß es dort damals überhaupt nichts zu essen gab. Die gesamte Verpflegung mußte aus der zwei bis drei Tage entfernten Wangaebene beschafft und durch Träger ins Gebirge transportiert werden. Unsere ultima ratio war eine Kinderherde. Wild gab es außer Elefanten und Schweinen nicht. Erstere auch nur in sechs bis acht Stunden Entfernung von der Station.

Die zerklüfteten Bergländer des südlichen Wöhe waren damals noch reich an Elefanten. Wenn ich mich recht entsinne, wurden 1899 oder 1900 allein im Wöhebezirk an 900 Elefanten der Station als erlegt gemeldet; zweifellos also nicht alle, die tatsächlich erlegt wurden. Man kann sich hiernach ungefähr ein Bild davon machen, wie reich an Elefanten Wöhe damals noch gewesen sein muß, ebenso aber auch, wie wild dort gesagt wurde. Auch ich hatte das Glück, in Wöhe zum erstenmal Elefanten in Freiheit zu sehen, und zwar gleich eine ganze Herde. Am 29. Dezember brach ich — nachdem Weihnachten durch Genuss der letzten zehn Kubikzentimeter Kognak andeutungsweise markiert worden war — von Kalinga mit sechs Asiaten auf, um in der Wangaebene wieder einmal zu sountagieren. Nach dreistündigem Marsch lagerten wir vorläufig, infolge entstandener Zweifel über den einzuschlagenden Weg, an einem klaren Gebirgsbach. Ein Versuch, uns am Nachmittage durch das hohe Gras durchzuarbeiten, um einen kürzeren Weg zu erreichen, scheiterte. Wir blieben stecken und mußten zurück. Alte Elefantenspuren waren

zahlreich vorhanden, doch nicht eine frische. Nach einem schauerhaft steilen Aufstiege senkte sich das Gelände scheinbar nach Süden und bildete ein Durcheinander von Bergen, Tälern, Schluchten, Wald- und Buschparzellen. Ein hoher schroffer Gebirgsstock verlief vom Lager aus direkt nach Westen. Am nächsten Tage stiegen wir nach längerem Marsch auf einem guten Elefantenpfade steil ab zum Lager an einem zehn Meter breiten Gebirgsbach, dessen Bett mit Felsklöben übersät war. Die Gelegenheit zu einem Naturheilbade à la Wannsee war zu günstig, um sie zu verpassen, zumal ein öffentliches Ärgernis unmöglich war, weil das nächste weibliche schwarze Wesen schätzungsweise nicht unter 30 Kilometer Luftlinie entfernt vorkommen konnte.

Ein übertrieben steil und anstrengend anmutender Aufstieg führte am anderen Morgen zur lichten Höhe und zu einem Elefantenpfad. Die sehr zahlreichen, zirka 14 Tage alten Losungareste in Gestalt überaus stattlicher, gleichmäßig geformter, strohfarbener Grasknödel ließen erkennen, daß es besonderen Grubelns behufs Ergründung ihrer Herkunft nicht bedurfte. Wir folgten dem Elefantenpfade nach Osten. Derselbe führte, sozusagen raffiniert gewandt alle Sentungen und Abstiege so weit als möglich vermeidend und abschneidend, über die Rücken und Sättel. Seine Trace hätte kein Fachmann fehlerlos legen können! Nach dreistündigem Marsch kreuzten frische Spuren unseren Weg. Bald wurden diese überraschend zahlreich. Die ganz frische, dampfende

Lösung ließ erkennen, daß erst vor kurzer Zeit Elefanten durchgekommen waren! Noch nie hatte ich bisher einen Elefanten in seiner Heimat in Freiheit gesehen. Wer kann mir verdenken, daß ich, anstatt weiter ans Fouragieren zu denken, zunächst: „Stop, alter Junge!“ sagte und dann: „Hier wollen wir uns mal umsehen.“ Der Mbehejumbo Kihuro, der mich begleitete, hatte in richtiger Erkenntnis der Dinge, die da kommen würden, schon einige Später vorausgeschickt, die zu meiner größten Freude um elf Uhr mit der Meldung zurückkamen, daß sie „viele Elefanten“ gar nicht weit, sondern ganz nahe gesehen hätten.

„Karibu, sana, si mbali.“ Dieses „ganz nahe“ betrug denn auch nur anderthalb Stunden, die wir in einer fluchtartigen Gangart zurücklegten. Von dem schwarzen Führer sehr geschickt dirigiert, mußten wir behufs Vermeidung ungünstigen Windes mehrere Ab- und Aufstiege überwinden, so daß ich zuletzt völlig erschöpft und außer Atem einen Sattel erreichte, von welchem aus die Elefanten zu sehen sein sollten. Infolge des letzten schnellen Aufstieges hatte ich derartiges Herzklopfen, daß ich mich erst setzen mußte, um ruhiger zu werden. Nach einigen Minuten Pause kroch ich behutsam, dem Führer folgend, bis zur Höhe eines schmalen Grades bergan, von wo das nächste Tal zu übersehen sein mußte.

Man wird verstehen, wenn Erwartung und Jagdlust mich — zum erstenmal nach vier Jahren Aufenthalt in Afrika auf Elefanten stehend — mächtig aufgeregt hatten.

Langsam richtete sich jetzt der Mann vor uns auf und zeigte schweigend mit ausgestrecktem Arm ins Tal. Ich stand jetzt neben ihm, doch sah ich nichts. „Dort, Herr, dort!“ flüsterte der Mthébe aufgeregt mit der Hand zeigend, „wa na kula“ (sie essen). Ich hatte viel zu weit gesucht. Ganz plötzlich sah ich nun einen, nein drei, fünf, zehn, nein noch mehr! Es waren an 40 Elefanten, die in verschieden weiten Abständen den jenseitigen Hang langsam emporsteigend, Äste und Laub abrumpfend, sich schräg auf uns zu bewegten.

Wie soll man die Empfindungen eines solchen Augenblickes in Worte fassen? Die ganze Herde befand sich etwa 200–250 Meter entfernt, so daß ein ganz sicherer Schuß auf ein bestimmtes Tier aus der sich bald gegenseitig verdeckenden, bald im Gebüsch unsichtbar werdenden Herde, auch bei größerer Ruhe, als ich zur Zeit vorzeigen konnte, nicht möglich gewesen wäre. Mit dem Glase beobachtend, wartete ich daher das Näherkommen erst ab, zumal ich mit einem Male ganz ruhig geworden war. Bald hatte ich einen alten Bullen – anscheinend den einzigen bei der Herde befindlichen, mit weit heraustagenden, starken Stoßzähnen – entdeckt und richtete meine ganze Aufmerksamkeit auf ihn. Die Herde hatte sich unterdessen bis auf etwa 120 Meter genähert, als ein, uns wahrscheinlich unmerkbarer, Windhauch ihr verdächtig wurde. Völlig ungedeckt, über eine ganz freie Wiese, steil bergab näher heranzugehen, bot keine Aussicht auf Erfolg, zumal der Wind jetzt von uns her zu Tal zu fallen begann. „Schieße, Herr, oder sie werden

fliehen“, tönte es leise zu mir herauf, und ich ließ mich verführen, dem Rat zu folgen. Der große Bulle stand ziemlich günstig, in seiner Nähe und hinter ihm bewegten sich andere graue Riesenleiber. Ich zielte aufs Blatt und einige Sekunden darauf rollte das Echo des Schusses donnernd die Bergwände entlang. Aber war ich doch noch zu aufgeregt, hatte sich beim Hochheben und Vorbeistreichen des Gewehres am hohen Schilfgras oder meiner Kleidung die kleine Klappe aufgerichtet? Ich weiß es nicht, sah auch damals nicht nach. Sah der Schuß? Sah er gut oder nicht, ich konnte es nicht sagen. — Die Herde stieg langsam in den Grund hinunter und schloß hier, unschlüssig, wohin sich zu wenden, eng zusammen. Ich glaube, daß in diesem heillosen Verggewirt das Echo des Schusses sie gänzlich wirre machte. — Zunächst konnte ich nicht wieder feuern, da alle Elefanten zirka 250 Meter entfernt in einem Haufen zusammenstanden und ein bestimmtes Tier nicht zu wählen war. Vergebens suchte ich den Zahuträger von vorhin zu finden. Jetzt war gut zu erkennen, daß zur Herde eine ganze Zahl halbwüchsiger Tiere gehörten, die ratlos nach der Mitte drängten, wo die ausgewachsenen sich versammelt hatten. Ein leichtes Hin- und Herwiegen der gewaltigen Körper unter beständigem, dabei ganz ruhigem, prüfendem Einsaugen der Luft in den Rüssel war bei einer Anzahl deutlich zu beobachten. Andere standen ganz still, bewegungslos. Die meisten klappten fortwährend ihre gewaltigen Ohnmuscheln nach vorn und zurück. Dieser Anblick dauerte einige endlose Minu-

ten, dann löste sich die Masse langsam auf und bewegte sich in fluchtartigem Tempo auf ein tiefes Seitental zu, mir dabei Gelegenheit gebend, noch zweimal auf den erst gewählten Bullen zum Schuß zu kommen. Die Herde war jetzt verschwunden, und nun ging es in größter Eile bergab, ihr nach. Im Tal angekommen, bot sich ein unerwarteter Anblick. Ein großer Elefant lag verendet im dichten Busch. Das hatte ich mir nicht träumen lassen. Aber im Augenblick verwandelte sich meine Freude in das Gegenteil. Ein hochtragendes Muttertier war gefallen! Säbne, später gewogen, à 28 Pfund. Ich hatte jedenfalls den ersten Elefanten überschossen und eine in der Schußrichtung hinter ihm im Busch gedeckt stehende Kuh getroffen. Sie hatte guten Blattschuß und war anscheinend sofort verendet. Aber es war keine Zeit zu verlieren. Sekunden hatten genügt, das Geschehene zu übersehen, und weiter ging es, dem Bullen nach, dessen riesige Fährte trotz der vielen anderen von Zeit zu Zeit zu erkennen und ganz gut zu halten war. Schon außer Atem, überkletterten wir einen kleinen Rücken, hinter welchem eine sumpfige Wiese tief unter uns auftauchte. Gleichzeitig sahen wir einige Elefanten, die sich von der Herde getrennt hatten, um, zurückkommend in größter Hast, einen ganz steilen unbewachsenen Hang zu unserer Rechten zu erklimmen. Es mögen sechs oder sieben gewesen sein. Mein erkorener Fahnträger war nicht dabei. Völlig ermüdet und ruhig geworden, schoß ich nicht. Doch was ist das? Auf halber Höhe an-



gekommen, stürzt ein Elefant, gleich darauf ein zweiter nieder und beide rollen vor unseren Augen — wir standen wie versteinert da — buchstäblich wie zwei Fässer vielleicht fünfzig Meter den Berg hinab bis zum Wiesengrund, wo die dichte Bewachung zunächst nichts mehr erkennen ließ! Die anderen waren inzwischen jenseits des Vergrüdens verschwunden. Als erster fand ein Aslari seine Sprache wieder, der beim Hinabkullern der Elefanten freudig rief: „Einert ist gefallen, noch einer! Jetzt haben wir schon drei“, während ich mich verwundert fragte: „Das ist doch unmöglich, du hast ja gar nicht draus geschossen.“ Erst später erklärte ich mir den Fall der Elefanten soart, daß die flüchtig bergan hastenden Tiere sich vielleicht heftig angetempelt, dabei infolge ihrer steilen Körperstellung zu Fall gekommen und nun, unfähig, einen Halt zu finden, ins Rollen gekommen waren. — Aber zum Überlegen blieb damals keine Zeit. Wie in Windeseile den rollenden Riesen nach bis zum Wiesengrund. Nichts zu sehen! Wir suchten und suchten an der vermeintlichen Fallstelle. Nichts da!

Die weichen, liegenden Grasmassen, welche das feuchte Tal füllten, ließen nichts entdecken. Ein ziemlich lichter hoher Waldkranz schloß das Tal von allen Seiten ein. Um besseren Überblick zu gewinnen, kletterten wir wieder ein Stück bergan, als wir ganz unvermittelt, uns auf 150–200 Meter gegenüber, den größten Teil der Herde einen schroffen Hang hinaufklettern sahen. Ungefähr in der Mitte, durch etwas Stangenholz gedeckt, stand, deutlich an seinen lang

heraustragenden Stoßzähnen, von sicher je einem Zentner Gewicht, kennlich, der alte Bulle. Er bewegte sich gar nicht, so daß ich ihm mit sicherem Abkommen übers Tal hinüber eine Ganymantel 88 aufs Blatt sehen konnte. Auf den Schuß klappte er nur einige Male mit den Ohren und stieg dann so langsam weiter, daß ich noch zwei Schuß abgeben konnte. Jetzt ging es so schnell wie möglich nach. Schon glaubte ich die Peute zu haben und diesmal von besonderem Glück begünstigt zu sein. Der Führer der Herde, „ihr Chef“ — das konnte nur dieser eine Bulle sein — war mir so gut wie sicher und meine Freude kannte keine Grenzen.

In atemloser Hast ging es auf der Fährte weiter steil bergan. Der keuchende Atem drohte die Brust zu sprengen, aber was lag daran, so nahe am edelsten Wild der Welt! Drei gute Schuß mußte er haben. Wir müssen und werden ihn finden, war mein Gedanke, und atemlos klotzen wir bergan! Dies Freudenfest nachher! Und dann erst der so nette Reiz anderer um Abenteuer und Trophäe! Blitzschnell jagen sich die Gedanken!

Da kreuzt der Gesuchte in der eigenartigen, unheimlich schnell fördernden Bewegung eines fliehenden Elefanten für eine Sekunde sichtbar eine Lichtung voraus und . . . wir sahen ihn niemals wieder.

Tage darauf folgten wir noch fünf Stunden der Fährte ohne das geringste Ergebnis, so daß ich nun wenigstens hoffte, den wehrhaften Riesen doch nur leicht verletzt zu haben. Wir mußten über den kleinen

Sumpf zurück, in welchem gestern die beiden rollenden Elefanten, die beim hastigen Erklettern des steilen Hanges das Gleichgewicht verloren haben mußten, landeten.

Da nichts zu finden war, mußten sie aber mit heiler Haut unten angekommen sein und sich davon getrollt haben. Ein alltäglicher Anblick war ihre Talfahrt nicht.

Etwa eine halbe Stunde von der gestrigen Schußstelle angekommen — wir befanden uns auf einem kleinen Bergrücken, der von erheblich überragenden Höhen eingeschlossen war —, ließ sich der Führer plötzlich in die Knie sinken und tief mir leise zu: „adofu“ (Elefant). Gedankenschnell lag die aufmerksame kleine Kolonne am Boden. Und richtig! Vor uns auf halber Höhe trachteten vier Elefanten mit kleinen Zähnen, denen ein fünfter mit kurzen, aber ganz dicken Elfenbeinsäulen folgte, in hastigem Vorwärtsdrängen die Höhe zu gewinnen. Sie mußten uns schon im Winde haben und verschwanden gleich darauf im hohen Schilf, ehe so recht die Möglichkeit eines guten Schusses auf den letzten wegen der immerhin an 200 Meter betragenden Entfernung abgewogen werden konnte. Raum eine Minute später erschien — schon 400 Meter entfernt — Nummer 5 auf einer hellen, kahlen Kuppe, die sich scharf gegen das dunkle Grün des dahinter rauschenden Urwaldes abhob. In voller Klarheit war zu erkennen, wie er den Wind untersuchte, indem er mit hochgehobenem Rüssel nach allen Seiten witterte und zuerst nichts Verdächtiges

zu bemerken schien. Ganz plötzlich schnellte der Rüssel wieder hoch, ein prüfendes Drehen desselben wurde sichtbar, dem ein ebenso hastiges Herumwerfen des Körpers folgte, und im Nu war 5 verschwunden. Eben im Begriff, den Weitermarsch anzutreten, stößt ein Träger den Schredenstuf aus: „Tembo nakuja“ (Ein Elefant kommt) und stürzt wie besessen davon. Im gleichen Augenblick taucht knapp 100 Meter vor uns ganz frei ein hochragender Elefant auf, der sich in schnellster Bewegung mit nach vorn geklappten Ohren und erhobenem Rüssel nähert. Ich erkenne noch, daß er stark lahmt und zahnlos ist, gebe rein instinktiv in größter Eile zwei Schuß auf ihn ab und dann — ich lüge nicht — rissen wir aus, was wir konnten. Aber wir konnten nicht fort! Das Schlinggras hielt uns bald gefangen. Hierüber sehr schnell klar geworden, durchjuckte mich im gleichen Augenblick die Erinnerung, daß sich ja zwischen uns und dem Elefanten ein langer, wohl fünf Meter tiefer und ebenso breiter Wasserriß mit senkrechten Wänden befand, den wir Tags zuvor umgangen hatten. Und kaum war dies gedacht, als auch schon ein dumpfer schwerer Sturz die wundervoll antegende Spannung nahender Lebensgefahr gelöst hatte. Knapp 40 Schritt von uns war der in blinder Wut vorwärts tobende Elefant in die Schlucht gestürzt und lag nun hilflos gefangen und eingekellt im unten ganz schmalen Spalt des Erdrisses, der als natürliche Fanggrube vielleicht unsere Rettung wurde. Ein auf wenige Schritte von dem so gefesselten und doch nicht zu ret-

tenden Riesen abgegebener Gehirnschuß tötete den alten Bullen auf der Stelle. Er hatte keine Spur von Stoßzähnen. Diese zahnlosen Bullen gelten — ob mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt — bei den Eingeborenen für besonders gefährlich und angriffslustig.

Einen Monat später traf ich, an der Spitze einer langen Marschkolonne marschierend, in Upogoro zum zweitenmal auf Elefanten. Es waren drei große Tiere, die zuerst wie rundliche wandelnde Panzerhäuschen vor uns auf dem Wege einherstritten, dann aber bald in den Wald abbogen. Sofort war ich mit dem ebenfalls gern zur Jagd bereiten Sergeanten meiner Kompagnie hinterher. Wir brauchten nur dem Wege zu folgen, den die drei Kolosse im Grasmoor niedergetreten hatten. Nach dreistündiger Hast, die uns mehrfach im Kreise führte, mußten wir erschöpft die Verfolgung aufgeben. Selbst ein Tier von den Ausmaßen eines Elefanten wird vom afrikanischen Busch wie eine Maus verschluckt. Ein prompt am Nachmittag einsetzender und mich ins Feldbett zwingender, überaus heftiger Fieberanfall mit unerträglichen Kopfschmerzen war bei mir infolge der Überanstrengung ausgelöst worden. Der Sergeant wollte zu gern noch einmal sein Glück versuchen. Eine Stunde vom Lager schoß er einen Elefantenbullen an, der ihn umgehend annahm. Auf zehn Schritt Entfernung glückte ihm dann ein Tellerschuß und der Riese brach verendend zusammen. Jeder Zahn wog an 105 Pfund! Sonderbarerweise verbrachte ein anderer Elefant den

halben Nachmittag damit, um das Lager herumzupatrouillierten, ohne sich durch den Lärm, die Feuer und die vielen Menschen stören zu lassen.

Vier Jahre später! Lager und Ruhetag in Nordruanda auf einem hohen Berggründen ziemlich in der Mitte zwischen dem Mouleru- und dem dreizipfligen Ngessisee. Beim Ankleiden um 6 $\frac{1}{2}$  Uhr früh höre ich im Zelt draußen davon sprechen, daß zwei Elefanten da seien. Also mit Windeseile in die Kleider und vors Zelt! Es stimmt. Etwa ein Kilometer vom Lager standen zwei Elefanten uns halb den Rücken zudrehend, mit anscheinend recht ansehnlichen Stoßzähnen, auf einem Hange unweit eines jungen Bambuswaldes. Von der nun gemeinsam mit einem Kollegen unternommenen Jagd, die schließlich grade mit dem Ergebnis endete, welches wir auf jeden Fall vermeiden wollten, nämlich zur Strecke eines sogenannten „Kompanieelefanten“, sei nur das Schlußbild entrollt.

Wir näherten uns dem schwerverwundeten Elefanten, der in imposanter Größe und Wucht im Bambusdickicht stand, bis auf vielleicht 20–30 Meter und wollten ihn möglichst schnell töten. Auf einige Kopfschüsse brach der Koloss nieder, und wir gingen im Glauben, daß sich weiteres erübrige, bis auf vielleicht sechs Schritt heran, um den gefällten Riesen in aller Ruhe aus nächster Nähe zu beaugenscheinigen. Doch was ist das! Unheimlich schnell wächst der Elefant wieder riesengroß in die Höhe — ein Anblick, der einem schon etwas das kalte Grausen lehren konnte — und stürzt auf uns zu, die wir beide völlig liebhaft wie der

Blick fortsausten. Man entwidelt in solchen Momenten eine ungeahnte Gewandtheit, und so stoben wir mit mächtigen Sätzen nach verschiedenen Richtungen fort. Ich kam nicht weit. Wie von einem Lasso niedergerissen, stürzte ich plötzlich im jungen Bambusrohr der Länge nach und mit solcher Gewalt hin, daß gleichzeitig Tropenhelm, Gewehr und Aneiser weiterflogen. Zu denken war nicht viel. Ich dachte nur noch klar und ruhig: „Jetzt bist du dran.“ Aber als einige Sekunden lautlos vergingen, ohne daß etwas erfolgte, raffte ich mich, Tropenhelm und Gewehr wieder auf und begann den zauberhaft schnell verschwundenen Bogs rufend, das mit am schwersten entbehrliche Augenglas zu suchen. Jetzt ertönte auch von irgendwoher aus dem Busch meines Jagdgenossen lieblich lautende Stimme. Auch er war wie ich bald hingefallen. Wir schienen somit beide noch heil! Nach einigem zweifelndem Betasten und Prüfen, ob wirklich die ganze Maschine noch in Ordnung war, drückte ich den mittlerweile auch sogar wiedergefundenen Aneiser auf die Nase und stand zwei Minuten später am verendeten Elefanten, der noch eine kurze Strecke vorgestürzt und dann tot zusammengefunken war. Da nicht, ohne auf alle Fälle zu vermeidenden Streit, entschieden werden konnte, wer den „tödlichen“ Schuß abgegeben hatte, losten wir die Zähne derart unter uns aus, daß der Gewinner die erste Wahl eines derselben hatte.

Auf Elefanten soll man allein jagen oder überhaupt nicht.

So verlief eine andere Jagd zu zweien und einem Zuschauer denn auch erfolglos. Es war 1903 in Moschi. Seit einigen Wochen hatten wir Besuch eines überaus anspruchsvollen Afrikareisenden, welcher die Station andauernd mit zahllosen Wünschen und Anforderungen beglückte, in der vermutlichen Meinung, so eine Station sei überhaupt nur dazu da, „schleunigt“ jeden seiner Wünsche zu erfüllen und sich außerdem noch seinen „Beziehungen“ entsprechend geehrt zu fühlen. Mag sein, daß er recht hatte. Er wurde auch gern unterstützt, wie kaum je ein Reisender vor ihm. Schließlich hatten wir in Moschi aber auch noch andere nicht ganz unwichtige Arbeiten zu erledigen. Er wollte hauptsächlich im Bezirke jagen und Tiere lichtbilden. Eines Morgens, als unser Gast „alles fertig zum Abmarsch gepackt“ bereitstand, brachten Eingeborene die Nachricht, daß zwei Elefanten am Rande der Steppe im Holz ständen. Die Gelegenheit zu einer Elefantenjagd ist im allgemeinen so überaus selten, daß jeder passionierte Jäger hocherfreut ist, einmal das ewige und oft genug unerquidliche Einerlei des Stationsdienstes unterbrechen zu können. Trotzdem lag mir wegen eigenen Unwohlseins an jenem Tage gar nichts daran, eine Jagd zu unternehmen. Ich sagte daher dem zum Abmarsch bereiten Besucher: „Wenn Sie versuchen wollen, die Elefanten zu photographieren, dann trete ich gern zurück, mir liegt nicht viel daran, da ich schon Elefanten geschossen habe.“ Er lehnte aber bestimmt ab, weil er seinen Abmarsch von der Station nicht



länger verzögern wolle. Mein entgegenkommendes Anerbieten muß er nachher ganz „vergessen“ haben, denn ich las ein Jahr oder zwei darauf in seinem großen Jagdwerke zu meinem ziemlichen Erstaunen nur: „daß er den Stationschef nicht in seiner sofort unternommenen Jagd habe stören wollen, obwohl er gern photographiert hätte. — So unwichtig die Sache an sich ja ist, sie zeigt, wie leicht in den Tropen die „Erinnerung“ täuscht.

Viel früher habe ich übrigens — wie mir dabei einfällt — in weniger belanglosen Sachen die Beobachtung gemacht, daß Klima, Malaria und Chinin bei gewissen Leuten eine gradezu vernichtende Wirkung auf die Gedächtniskraft auszuüben scheinen, und daß dann vorzugsweise jenes Zentrum im Gehirn betroffen wird, welches die Erinnerung an geleistete Hilfe in der Not und erwiesene Dienste vermittelt. Man lernt es, sich dem in Laufe der Zeit anzupassen und damit abzufinden. Auch gewöhnt man sich dabei unberechtigte Vertrauensseligkeit ab! Um das afrikanische Klima aber nicht zu sehr zu belasten, sei daran erinnert, daß ähnliche Erscheinungen zu Hause ohne Chinin auch vorkommen.

Ich stieg also mit noch zwei Herren der Station zusammen zur Steppe hinab, wo wir bald auf die ganz frischen Spuren zweier Elefanten stießen. Infolge der bestimmten Verabredung, nicht eher zu schießen, bis in der Nähe des seltenen Wildes weiteres Vorgehen vereinbart wäre, verlief schließlich die Unternehmung ergebnislos, wenn wir auch zuletzt noch

einige Schuß auf die in ganzer Figur sichtbar gewordenen flüchtigen Tiere abgeben konnten. Meine beiden Genossen waren an einer Wegkreuzung beobachtend stehen geblieben, während ich versuchte, durch eine kleine Umgehung den Standort der Tiere im sehr unübersichtlichen Busche auszumachen. Beide Elefanten kamen währenddessen bis auf fünfzehn oder weniger Meter an meine Begleiter heran, die jedoch der Verabredung gemäß und weil sie nicht wußten, wo ich steckte, nicht schossen, trotz der denkbar besten Gelegenheit. Ein Verhalten, das alle Anerkennung verdient und von seltener Selbstbeherrschung zeugt. So bekamen die Elefanten schließlich Wind von ihnen und gingen in schnellster Gangart — ein wundervolles Bild — ab.

Einige Zeit darauf schossen zwei Herren aus Moschi einen ganz kolossalen Elefanten unweit derselben Stelle schwer an, kehrten jedoch gegen Abend zur Station zurück, anstatt auf jeden Fall am Wild zu bleiben und in der Steppe, unter dem ersten besten Baum, zu nächtigen.

Beim nächsten Morgenrauen „erlegte“ ein Grieche aus Moschi unweit der Schußstelle einen wahren Riesendullen! Der Jäger, der sonst kaum je sein Haus verließ, war an diesem Morgen zwischen vier und fünf Uhr mutterseelenallein „zufällig“ dort spazieren gegangen. — Später wurde mit Recht die Elefantenjagd am Kallmandjaro ganz verboten. Nach einigen Monaten wieder erlaubt, hat man sich diese Gelegenheit dort nicht entgehen lassen, um an Elfenbein zu retten, was zu retten war.

Der Afrikaner wird in der Heimat, dem Erkenntnisdurst Wissbegieriger entsprechend, so viel interviewt, daß er manchmal ausrufen möchte: „Wie sollst du mich befragen“, denn oft ist die Antwort schwierig zu gestalten. „Sagen Sie mal, bauen denn die Elefanten da so ihre Nester?“ bin ich schon gefragt worden, und ebenfalls, ob viele Elefanten dabei eingehen, wenn ihnen die Zähne ausgebrochen werden. — Betrübte mußte ich darauf hinweisen, daß man noch nie ein „da so“ gebautes Elefantenest gesehen hätte und daß das Zähneausbrechen grundsätzlich erst nach erfolgtem Ableben des Besitzers üblich sei. Ein lebender Elefant mag überaus duldsam sein. Bis zum „sich die Zähne ausbrechen lassen“ wird seine Gutmütigkeit sich schwerlich entwickeln und steigern lassen!

### Zum Nashorn!

Verdient der Elefant tatsächlich — zumal wo er noch in Herden auftritt — in unter Kultur stehenden Ländern als wirklich großer Schädling in doppelter Hinsicht nicht überall ungeteiltes Wohlwollen, so ist ein solches um so mehr dem Nashorn gegenüber gerechtfertigt, welches gegen bewohnte Gegenden überhaupt eine heftige Abneigung hat und nennenswerten Schaden in den Feldern nirgends anrichtet. Ode trockene Steppen- und Bergländer sind sein Gebiet. Wasserpläze, Sumpf, Bäche, die sehr weit auseinander liegen können, sind Vorbedingungen für das

Auftreten des Nashorns in größerer Zahl. Mehr einzeln lebende Tiere ziehen sich auch in abgelegene wasserlose Dornwüsten zurück und ziehen am Abend oder frühen Morgen stundenweit bis zur Wasserstelle. Dem Menschen lästig oder schädlich wird das Nashorn somit kaum, jedenfalls nirgends in dem Maße, daß seine Beseitigung mit der Feuerwaffe geboten oder nur zu empfehlen wäre. Es ist zuzugeben, daß bisweilen ein übellauniges Nashorn eine Karawane oder einzelne Menschen angreift. In solchen Fällen begnügt es sich aber meist damit, auf das seinen Unmut erregende Lebewesen loszuschmauben und es zu verjagen. Das ist ja für einen nichtsahnenden, müden Wanderer, der von heißer Sonne bestrahlt, ins Dösen gekommen ist, nicht angenehm, kann ihn ja auch im aller schlimmsten Falle ins bessere Jenseits befördern. Das ist aber ein überaus seltenes Unglück. Daß sich ein verwundetes Nashorn mit dem einfachen Fortjagen nicht begnügt, ist nicht verwunderlich. Daß das Nashorn den Menschen sofort flieht, ist die Regel, die eben ihre Ausnahmen hat. Es dieser Regel wegen aber zu einem „ganz harmlosen“ Tier zu erklären, geht zu weit. Ich erwähne dies, weil ein Europäer aus Notwehr auf ein ihn angreifendes Nashorn schießen mußte, es erlegte, und auf seine Bitte um Erlaß des Schußgeldes abgewiesen wurde mit der Begründung, daß eine Notwehr einem „so ungefährlichen Tier“ gegenüber nicht geltend gemacht werden könne. Nun muß man wissen, daß es Jäger gibt, denen bei verbotenem Wilde die Notwehr überaus

locher sitzt. Da durfte das Gouvernement nicht leichten Glaubens sein. So nur kann der ironisch gemeinte Bescheid gedeutet werden, denn es wäre unbillig, anzunehmen, daß eine hohe Regierungsstelle ihren Untertanen behördliche Unterscheid in zoologischen Dingen so offen anvertraut haben würde.

Wo sollte es auch hinführen, wenn dergleichen erst üblich würde? Alle Bande frommer Scheu müßten sich lockern und der brave Normalbürger würde — sicheren Haltes beraubt — ratloser Unruhe anheimfallen, wenn er sich nicht mehr in glückbringendem Vertrauen an wohlertwogene Eigentümlichkeiten einer obrigkeitlichen Einrichtung klammern könnte, deren vornehme Verpflichtung mit darin besteht, nie andere merken zu lassen, was sie nicht weiß!

Eine Kunst übrigens, durch die der Mensch zu bedeutendem Ansehen gelangen kann, und die man im Leben, bis zu erhabener Größe entwickelt, weitverbreitet antrifft!

Zu verwerten ist vom Nashorn außer dem Fleisch zum sofortigen Verzehren — das aber in zahlreichen Fällen nicht mitgenommen werden kann und einfach verfault — nur die Haut und das allerdings recht wertvolle Horn. Das Fleisch gilt sonst bei der Mehrzahl der eingeborenen Völker als großer Lederbissen. Andere wieder verabscheuen es absolut. Das ist überhaupt ganz verschieden. Der eine Stamm wird niemals — auch zur größten Hungerszeit nicht — Nilpferdfleisch essen, der andere verhungert lieber, als daß er Nashornfleisch anrührt. Wieder andere ver-

schmähen Zebra, einzelne Antilopenarten, Hühner, Fliegen usw. Der Genuß des Krokodils gilt allgemein als ebensolche Schande, wie etwa Fleisch vom Löwen oder von der Hyäne essen zu wollen. Der ostafrikanische Neger verzehrt Fleisch von einem Tiere, welches selber Menschen frißt, nicht. Höchstens Krokodile, am liebsten junge, die noch keine Menschen erfassen können, sind hier und da erlaubt.

Ich habe bisher auch nur einmal Leute getroffen, welche das Krokodil mit Belegen verspeisten, die Wandamba am Ulanga. Das sind aber selbst halbe Wasserbewohner.

Aus der Haut des Nashorns werden besonders Peitschen, Stöcke, Kleben, neuerdings als Luxusgegenstände kleine Tischplatten angefertigt. Das Horn wird zu wertvollen Stöcken, zu Stockgriffen, Schalen und dergleichen verarbeitet, geht außerdem in größeren Mengen nach China, um dort in gemahlenem Zustande als Zusatz zu einer für den Gaumen des gelben Topfins habers besonders pikanten — Sauce Verwendung zu finden. Bei weit im Innern geschossenen Nashörnern lohnt sich der Transport der schweren Haut durch Träger zur Küste oft nicht, so daß in sehr vielen Fällen nur das dauerhafte Horn des Tieres in den Handel kommt. So werden jahraus, jahrein viele Hunderte von Nashörnern erlegt, nur um der Hornmasse willen, welche ebenfalls wie Elfenbein nach „frazilah“ (35 Pfund engl., 31 $\frac{1}{2}$  deutsch) gehandelt werden. Der Preis für ein solches frazilah faru-Horn (faru oder kifaru

heißt Nashorn) beträgt zurzeit etwa 200–300 Mark. Derselbe ist schwankend.

In zwei Jahren wurden nach einer Warenausfuhrstatistik aus der Kolonie 12933 Kilogramm Nashornhörner ausgeführt. Rechnet man pro Nashorn im Durchschnitt vier Kilogramm Horn – die meisten der zur Strecke gebrachten haben kaum mehr als fünf bis sechs Pfund schwere Hörner – so geht daraus hervor, daß 3233 Nashörner erlegt werden mußten, um diese Zahlen zu erzielen. Bedarf es weiterer Worte zum Schutz des Nashorns?

Während des indischen Nashorns Kopf nur ein Horn ziert, hat das afrikanische deren zwei, die hintereinander sitzen. Das vordere ist fast immer erheblich länger als das hintere und leicht nach rückwärts gebogen. Recht selten sind schon Hörner von 80 Zentimeter Länge. Ein Horn von 1 Meter Länge und mehr ist eine Sehenswürdigkeit. Der Zweck der Hörner, die sich nicht auf der Nase, sondern hinter derselben über dem Schädelknochen hochbauen – den Namen Nashorn strenggenommen also nicht ganz rechtfertigen – ist nicht ohne weiteres ersichtlich. Zunächst ist man natürlich geneigt, ihre Bestimmung lediglich als die einer Waffe aufzufassen. Das ist ihr Zweck aber wohl nur zum Teil und vielleicht nicht der eigentliche oder ursprüngliche, wenn auch bisher angenommen wird, daß – wie es irgendwo heißt – „sie nur schwache Reste der grotesken Schutz- und Truhhüllen bilden, die den ganzen Körper der Sourier in der Vorzeit bedeckten“. Feinde hat das Nashorn außer

dem Menschen kaum, und gegen dessen Kugel kann ihm kein Horn gewachsen sein.

Wir fanden im Dezember 1907 unweit des Nerekerasees die infolge der Trockenheit mumifizierten Überreste eines Nashorns, von dem die Eingeborenen versicherten, daß es in einem erbitterten nächtlichen Kampf mit Flußpferden durch die Überzahl der Angreifer getödet worden sei. Unmöglich ist das natürlich nicht, da sicherlich bisweilen unter jenen gewaltigen Vertretern einer märchenhaften Tierwelt wütende Kämpfe stattfinden mögen. Bei einem solchen ist naturgemäß das Horn eine gleich zweckmäßige wie furchtbare Waffe. Sozusagen zum „täglichen Gebrauch“ deute ich mir den Zweck des Horns aber anders. Das Nashorn verbringt einen großen Teil seines Daseins im dicht verschlungenen Urbusch menschenleerer Steppen- und Bergländer. Der Eigenart dieser Heimat ist das Tier angepaßt. Von verhältnismäßig niedrigem Bau, streift es mit gewöhnlich tief hängendem Kopf durch die weglose Wildnis, hier allmählich seine Wechsel tretend und brechend. Nahe der Erdbodenbewachung entstehen so die größten Lücken, die sich schon in geringer Höhe darüber durch die sich nach allen Seiten ausbreitenden Äste und Auswüchse schließen. Durch das Durchschieben des Kopfes und hierbei bewirkte Hochheben und Anschlagen des Gestrüpps bei der Vorwärtsbewegung wiederholte sich dauernd ein Reiz, der zuerst eine hornartige Verdickung hervorgerufen haben mag, die im Laufe der Zeiten zum starken Horn wurde,



über welches nun mit Leichtigkeit schwere Äste, Büsche und andere Hindernisse der Bewachung nach oben bis zur Rückenhöhe hinübergestreift werden können. So findet der plumpe Körper leicht ohne Verletzungen zu erleiden und ohne mit Hilfe seines Gewichts durchbrechen zu brauchen, eine sich sofort wieder hinter ihm schließende Passage. Ein in schneller Gangart fliehendes Nashorn bricht mit ungezügelter Gewalt durch das krachende und berstende Gehölz, wobei es sich nicht selten tiefe, schwer heilende Hautwunden reißt, in welchen sich bald zahllose Insektenlarven zu entwickeln belieben. Das ist aber die Ausnahme seiner Fortbewegungsart. Der Umstand, daß ich mehrfach im dicht verschlungenen Gehölz — Hinterland von Lindi — nur mit größter Mühe teils kriechend, fast immer tief gebückt, einem Nashorn folgen konnte, welches rein spielend und fast ohne Geräusch hier durchkam, hat mich auf den Gedanken gebracht, daß das vordere, nach rückwärts gebogene Horn hauptsächlich und täglich dem genannten Zwecke dient, das Buschwerk zu heben, zu zerteilen und nach hinten überzustreifen.

In der Kolonie ist das Nashorn noch häufig anzutreffen, vorzugsweise in dem weiten, fast unbesiedelten Gebiet zwischen Viktoria-Nyanza und dem Kilimandjaro. Mehr vereinzelt kommt es in anderen Landesteilen vor, die alle hier nicht aufgezählt werden können. Relativ häufig ist das Nashorn noch in Karagwe westlich des Nyanza und im äußersten Südostzipfel der Kolonie dicht an der Küste bei Kionga.

Die ganze Zentralbahnliniengegend z. B. ist dagegen heute so gut wie Nashornfrei. Für den an seine Keiseroute gebundenen Jäger ist das Nashorn schon ein seltenes Wild. Es ist nächst dem Elefanten und Löwen wohl das begehrteste, dann kommt etwa der Büffel. Die „Geschmäcker“ sind auch hier verschieden, und mancher stellt den Löwen an die Spitze. Immer mehr hat sich das Nashorn in ferne, vom Verkehr abgelegene Gegenden zurückgezogen, so daß derjenige, welcher nicht nach Belieben reisen kann, fast überall schon weite Abstecher in seine stillen Reviere machen muß, um einmal des Genußes seiner Jagd teilhaftig zu werden. Noch vor zwanzig, dreißig Jahren kam das Nashorn in der ganzen Kolonie — mit Ausnahme weniger volkreicher Länder — verstreut weit häufiger vor als heute. Die angeführten Zahlen erklären das Verschwinden des Tieres hinreichend. Von Europäern in wenigen Jahren erzielte Strecken von sechzig, siebenzig Nashörnern waren damals nicht so selten. Welchen Zweck eigentlich ein solches planloses Niederknallen sicher auch weiblicher und junger Tiere hatte, ist um so schwerer zu ergründen, als außer den Hörnern meist das ganze Tier als Geier- und Hyänenspise liegenblieb.

Es gibt genug sonderbare Waidmänner, die mit Behagen von jenen Heldentaten berichten. Daß sie leider nicht aufschnitten, beweist die rasche Abnahme der hart verfolgten Dickhäuter in vielen Gegenden, wie z. B. Karagwe und den bekannteren Teilen der Masai-steppe. Um ein junges Nashorn zur Aufzucht

zu erbeuten, wurden mehrfach an dreißig Muttertiere abgeschossen!

Auch hier hat das neue Jagdgesetz endlich Einhalt geboten. Die ganze Lebensweise des Tieres macht seine Jagd leicht, wenn man sich erst in einer Nashorngegend befindet. Während des Tages an einem vor den glühenden Sonnenstrahlen geschützten, schattigen Ort im Busch oder unter Bäumen ruhend, oft fest schlafend, wird das Nashorn gegen vier, fünf Uhr nachmittags lebendig, zieht abends zum Wasser und dann während der Nacht äsend umher bis zum frühen Morgen. In kühlen, sonnenarmen Tagen trifft man es bis acht, neun Uhr munter. Selten später und nur in vollster Einnöde. Wie fast alles afrikanische Wild liebt es am Tage den kühlen Schatten und scheut durchaus das Streben nach einem „Platz an der Sonne“. In aller Frühe trifft man das Nashorn dagegen noch unterwegs, in den einsamen Dornbusch zurückkehrend an; oft schon etwas ermüdet und weniger aufmerksam infolge der nächtlichen Streife. Bei günstigem Winde ist das Herantreiben leicht, sonst kaum erfolgversprechend. Nicht selten — besonders wenn die Sonne ihre wärmenden Strahlen in schnell zunehmender Freigebigkeit herniedersendet — wird man das Nashorn schon in seinem Lager antreffen, in welchem es den Tag schlafend verbringt, während pfenniggroße Seiden hinzueilen, sich in seinen Hautfalten festhaugen und der Madenhäcker sich an die Arbeit macht. Friedlich unter irgend-einer Schirmkappe in der glühenden Steppe schla-

fend, sind mehr Nashörner vom meuchlings mordenden Blei getroffen worden, als man annehmen sollte.

Vom lange Zeit das Horn als das einzige Wertvolle in den Handel — neuerdings erst wurden auch mehr getrocknete Hautstücke in Streifen und Platten zur Küste gebracht —, so wurde es vor einigen Jahren Mode, junge Nashörner für die heimischen zoologischen Gärten einzufangen und aufzuziehen. Kein schlechtes Geschäft! Ein gesundes junges Nashorn, das bereits an konsistentere Nahrung gewöhnt ist, hatte damals in Europa einen Wert von 20–25000 Mark. Heute wohl noch mehr! Stünde das Unternehmen, so war das Verdienst im Verhältnis zur aufgewandten Zeit und Mühe ein hoher. So kamen einige Exemplare gesund nach Hause und bildeten kostbare Schaustücke für die Tier Sammlungen großer Städte. Die meisten der eingefangenen jungen Tiere gingen aber nach einiger Zeit scheinbaren Gedeihens an irgendeinem „Diätfehler“ ein, so daß keine Versuchung besteht, den heimischen Markt mit einem solchen Angebot versorgt zu sehen, daß der Preis stark fallen könnte. So hatte die frühere Kilimandjaro-Handels- und Straußenzucht-Gesellschaft nach und nach von Masai vierzehn ohne Vernichtung zahlreicher Muttertiere eingefangene junge „Nashörnchen“ erhalten, von denen nicht eins am Leben blieb. Der Europäer „fängt“ ein junges Nashorn derart, daß er das Muttertier abschießt und dann versucht, das die tote Alte nicht verlassende Junge durch ein genügend starkes Aufgebot von Negern zu ergreifen. Da häufig der

Fall vorliegt, daß das Junge entweder noch zu klein oder bereits zu groß ist, um im ersteren Falle mit fremder Milch aufgezogen, im anderen überhaupt noch eingefangen werden zu können, so wird in der Regel eine große Zahl weiblicher Tiere geopfert, bis es einmal glückt, ein geeignetes „Junges“ zu fangen. Ein energisches Jakt ist da am Platze! Der Fang junger Flußpferde und ihre Aufzucht mit der Flosche scheint öfter zu glücken. Ganz natürlich ist es, daß die Eingeborenen als Tierfänger — vor allem die erstaunlich gewandten Masai und Wandorobbo — viel öfter Erfolg im Einfang junger „Laru“ gehabt haben, als irgendein Weißer, und das ohne den Abschluß mehrerer oder gar einer ganzen Herde Muttertiere. Es hat nicht viel Zweck, Betrachtungen darüber anzustellen, ob das Nashorn bald aus unseren Steppen verschwinden wird oder nicht. Es nimmt in den von Jägern leicht zu erreichenden Gebieten rapide ab. Sicher ist, daß es eines wirklichen Schutzes wert ist, und ebenfalls, daß es hierzu noch nicht zu spät ist.

In den unzugänglichen wasserarmen Bergsteppen im Norden ist das Nashorn noch heute zahlreich vorhanden. Im Verein mit den seltenen, vom Jäger und Sportsmann begehrten jagdbaren Tieren stellt dieser Dickhäuter und viele andere Wildarten einen bereits im Lande vorhandenen kostbaren wirtschaftlichen Wert dar, aus welchem analog den in der Kenia-Kolonie geltenden Bestimmungen dem Fiskus eine reiche Einnahmequelle erschlossen werden kann.

Wer dann noch mehr wie eine ganz beschränkte Zahl Nashörner schießen will, soll wenigstens gehörig zahlen. Die einzig vernünftige Einschränkung der zum Abschuß erlaubten Tierzahl zwingt zudem allein schon zum Versuch, nur möglichst kapitale Stücke zu erlegen und die weiblichen und jungen Tiere zu schonen. Jedem wirklichen Waidmann wird ein einziger kapitaler Nashornbulle unendlich mehr wert sein als zwanzig Durchschnittstiere. Das paßt für jede Wildart in gleicher Weise. Es wird auch gar nichts schaden, die künftigen Bestimmungen für einen Teil derjenigen Jäger erheblich genauer durchzuführen, welche, wie es so neckisch heißt, nur „zu wissenschaftlichen Zwecken“ jagen. Unter dieser Flagge segelte in Afrika schon manche höhere Nas- und Trophäenjägererei. Man kann es nicht anders bezeichnen. Muß zu wissenschaftlichen Zwecken gejagt werden, dann sollten das Männer der Wissenschaft tun und nicht beliebige Laien. Allerliebste ist es z. B. auch, wenn jemand hundert Flußpferde abknallt, weil „die Eingeborenen ihn darum baten, da die Tiere ihre Felder verwüsteten“. Solch „guten Herzen“ kann man nicht von Herzen glauben.

Sehr viele Nashornjagden verlaufen ohne Unfall und sind daher als nicht gar so gefährlich zu bezeichnen, wie dank der gewohnten Übertreibungen meist angenommen wird. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß die Nashornjagd nicht gefährlich sei. Das ist sie immer. Das Nashorn flieht den Menschen für gewöhnlich genau so wie fast alle wilden Tiere.

Zimmer aber ist es unberechenbar und man kann nie voraussagen, daß nun gerade dieses oder jenes Nashorn, das man trifft, fliehen wird, zumal wenn es verwundet wurde. In dieser Unberechenbarkeit liegt die stete Gefahr, in die man sich bei jeder Nashornjagd begibt. Ich hatte in den ersten acht Afrikajahren nur etwa ein duzendmal Gelegenheit, durch Länder zu kommen, in denen das Nashorn heimisch war. Wo sich auch nur eine schwache Aussicht auf Erfolg bot, ließ ich es mir nicht nehmen, den Versuch zu machen, an ein Nashorn heranzukommen. Ich bin keinmal zu Schuß gekommen und nur einmal so nahe an ein faru selbst, daß ich undeutlich sehen konnte, wie es die Rinde von den Ästen behufs Verspeisens abschälte. Ich bildete mir damals ein, zuerst eine photographische Aufnahme machen und dann schießen zu können. Mein Gewehr trug der lautlos hinter mir herschleichende Boy. Das offenbar über die Störung seiner beschaulichen Frühstücksarbeit aufgebrachte Nashorn hatte uns aber bemerkt, stellte sein Rauen ein und rannte unversehens, mit ungestümer Gewalt den Busch durchbrechend, auf uns los, um aber beizeiten rücksichtsvoll abzuschwenken und auf Rimmerwiedersehen zu verschwinden, während wir noch ganz erstaunt dastanden.

Erst 1903 glückte es mir, am Fuße des Kilimanjaro in einer besonders nashornreichen Gegend den ersten Vertreter dieser Art zu erlegen. Gelegentlich einer kleinen Bezirkstreife mußte ich durch die Landschaft Rábe und hatte den „zuständigen“ Ruhetag so

gelegt, daß ich einmal ungestört auf Nashorn pirschen konnte.

Am frühen Morgen ging es hinein in die freie Steppe, begleitet von einem jagdkundigen Sudanesenschauf und zwei Boys. Zahlreiche Wechsel mit ganz frischen Fährten trafen wir schon in der ersten halben Stunde. Aber alle Spuren führten aus der Steppe in einen finsternen Busch von zwei bis zweieinhalb Meter Höhe, der so dicht verwachsen war, daß wir vielfach nur gebückt auf den sich wie niedrige Tunnels durch ihn windenden Nashornwechsell vorzudringen vermochten. Jeden Augenblick konnte uns hier ein Nashorn entgegenkommen, konnten wir auf ein ruhendes oder Nahrung suchendes stoßen. An Ausweichen war nicht zu denken. Zahlreiche Stellen, an welchen Nashörner sich während des Tages gelagert hatten, wurden passlert; im Busch aber blieb es totenstill. Ich sah wohl, daß meine Begleiter sich gar nicht wohl hier fühlten, und mir ging es nicht anders; nur durften sie das nicht merken. Außerdem hatte ich mir vorgenommen, heute, es koste was es wolle, an ein Nashorn heranzukommen.

Nach einer guten Stunde erfolglosen Suchens hatte ich genug von dieser unheimlichen Geschichte, die mit immer aussichtsloser vorkam. Da standen wir vor einem zwei Meter hohen Termitenhügel, den ich bestieg, um zu spähen und zu horchen. Stadestrube ringsum! Kein Lebewesen zu sehen, kein Laut zu hören. Mißmutig wollte ich mich wieder hinabgleiten lassen, als ein wüstes Gepolter keine zehn Meter ent-



fernt ertönt, dem gleich darauf das Geräusch mit Gewalt durchbrochenen trockenen Busches und brechenden Astwerks folgt. Wie eine kleine Lokomotive kurz Dampf ausstößt, schnaubt ein großes Etwas, und schon stürmt ein Nashorn in voller Flucht über unseren eben verlassenen Weg, so schnell und so überraschend, daß es kaum für eine Sekunde zu erkennen ist. Dieser Busch, in dem wir steckten und den das Auge keine fünf Schritt weit durchdringen konnte, war mit nun doch zu unsicher geworden. Wir suchten wieder die offene Steppe zu gewinnen, was auch unbehellig gelang und in welcher wir uns zunächst sozusagen wie „geteilt“ vorfanden. Die Sonne war unterdessen hochgekommen und die Aussicht, heute morgen noch ein Nashorn in der freien Landschaft anzutreffen, sehr gering. So pirschten wir uns am Rande des Busches entlang, sorgfältig den Wind beachtend. Es wurde acht und damit schwand jede Hoffnung, in der freien Steppe zu Schutz zu kommen. Inzwischen war mir aber doch der „ehrenvolle Rückzug“ aus dem Busch vor mir selbst und meinen Begleitern als, sagen wir mal „zu vorteilig“ vorgekommen und ich erklärte ihnen trocken: „Wir müssen heute ein Nashorn haben und das bekommen wir nur im Busch! Also wieder hinein.“ Der brave Sudanese Ahmed Nenni war voll Feuereifer dabei. Die Boys sagten nur: „Heisura, kama tu na kufa, tu na kafu.“ (Es ist egal, wenn wir sterben, dann sterben wir eben.) Amri ya Mungu. (Wie Gott will.) Große Lust hatten sie nicht. Ich an sich ebensowenig! Aber was soll man machen?

Zu stark war das Begehren einmal wenigstens im Leben auch einem wirklichen Nashorn Aug' in Auge gegenüber gestanden zu haben.

Wir streiften kaum zehn Minuten von neuem im Halbdunkel des abseits der Wechsel undurchdringlichen Dickdichts umher, als ein nicht fern, infolge des trockenen, harten Bodens deutlich vernehmbarer polternder Galopp zweier schwerer Körper uns wie angewurzelt stehen ließ! — Nashörner! Gleich darauf mußten die Tiere stehen geblieben sein, denn es herrschte wieder lautlose Stille ringsum. Mit schußbereitem Gewehr ging es nun behutsam voran. Links von mir der Sudanese, der vor Jagdeifer kaum zu halten war. So bewegten wir uns ohne Eile durch den Busch auf ziemlich nebeneinander herlaufenden Nashornpfaden vor. Der Schausch hat leichteren Weg und erreicht etwa acht Schritt links seitlich vorwärts von mir eine etwas freiere Stelle. Die nächsten Sekunden erscheinen wie ein toller Spuk! Aber eine Wurzel schreitend blicke ich grade auf und sehe fünf- undzwanzig Meter entfernt, vom Busch fast ganz verdeckt, eine graue Masse sich schnell auf uns zu bewegen. Ins Ohr dringt Rauschen des Buschwerks, das in harten Aufschlag schwerer Hornsohlen auf den ausgedörrten Boden ausklingt. Mein Blick streift den Schausch, der wie angewurzelt dasteht, mit ausgestrecktem Arm nach vorn zeigt und mich mit funkelndem Blick anstarrt. Wie der Blitz fliegt die Waffe hoch. Ich erkenne unklar, wie eine schwere Masse heranstürmt, ziele mit Gedankenschnelle auf den sicht-

baren Körperteil und drückte ab. Der Schausch, durch Knall und Luftdruck des an ihm vorbeigezogenen Geschosses momentan betäubt, sieht mich verwundert an und macht einen schönen Seitensprung. Ich sehe und fühle, wie ein gewaltiger Körper schunurgerade in wunderbarer Schnelligkeit auf mich zurast. Ich werfe mich ohne Besinnen unter Aufbietung aller Kraft rechts rückwärts in den elastischen Busch, fliege ebenso prompt zurückgeschleudert wieder nach vorn und lande hinter einem kleinen, mich eben vor Sicht bedeckenden Strauch zwischen den beiden vorhin erwähnten Nashornwechsellern.

Negungslos stehe ich, das Weitere erwartend und denke völlig ruhig, wie in einer Art Lähmung, weiter nichts als schnellstens hintereinander immer wieder: Donnerwetter! Donnerwetter!

Und im Moment fliegt, weit ausgreifend mit gestrecktem Körper ein grauer Koloh, dem ein zweites junges Tier in derselben Gangart auf den Fersen folgt, so dicht an mir vorbei, daß ich ihm mit einem Spazierstock auf den Rücken hätte klopfen können. Aufgewirbelter Staub und zurückgeschleuderte Erdklumpen flogen mit ins Gesicht, und schon ist alles verschwunden.

Verstört und grau im Gesicht kriechen die Boys aus dem Busch, in den sie beizeiten verduftet waren. Der Schausch war auch heil geblieben. Nach einer kleinen Atempause wird die Anschußstelle untersucht. Da leuchteten die scharfen Augen des Sudanesisen auf und triumphierend zeigt er auf einige Tropfen bla-

sigen Schweißes, die in die fleischigen Blattranken des Strauches gespritzt sind. Da noch mehr, und da, da wieder, jeh! ein großer Fled! – Der ist erledigt, Lungenschuß! lautet die Diagnose und nun nach auf der Spur! In fast gradet Richtung war das verwundete Nashorn durch den Busch gerast, mit der Wucht des massigen Körpers das trockene Holz auseinander brechend und zur Seite schleudernd. Wir hatten leichtes Folgen. Wenige Minuten nach Aufnahme der Fährte erblickten wir das zusammengebrochene und bereits verendete Tier mitten im dichten Busch liegen. Wir wollten grade herantreten, als das junge Nashorn, an das wir gar nicht mehr gedacht hatten, hinter seiner Mutter, wo es verdeckt gestanden hatte, hervorschoß und so giftig heransuhr, daß wir auseinanderstoben. Das kräftig entwickelte junge Tier von etwa einem Meter Rückenhöhe hatte bereits ein fausthohes Horn. Erst auf einen über dasselbe hinweg abgegebenen Schuß verschwand es unter gellendem Quietschen im dunkeln Grün des Strauchgewirrs.

Daß die Freude groß war, kann sich nicht nur der Jäger vorstellen. Am Nachmittage brachten meine Träger unter großem Hallo Haut und Kopf der seltenen Beute ins Lager. Große Fleischstücke wurden von ihnen als Lederbissen bis tief in die Nacht hinein getöstet und verzehrt. Beim Abschälen der Kopfhaut vom Schädel fand einer der Träger eine alte eiternde Schußwunde und brach aus dem Schädel ein hinter dem hinteren Horn in diesen eingedrungenes platt-

geschlagenes Eisengeschöß von Daumengröße heraus, welches hier seit Monaten gefressen haben mußte und jedenfalls aus dem Vorderlader eines Eingeborenen abgeschossen war. Jetzt war es mit einem Male klar, aus welchem Grunde das dergestalt vor den Kopf gestohene Tier in uns seine und seines Jungen schlimmsten Feinde erkannt hatte und sofort wütend angriff. Mein besonderes Glück bei der Jagd war, daß das auf zirka 18 Meter Entfernung abgefeuerte Ganzmante'geschöß 88 halbspitz von vorn gut Blatt eingedrungen war und die ganze Lunge zerseht hatte. So raste das todwunde Nashorn einfach in der Angriffsrichtung voran, bis es blikartig niederbrach. Auf einen schlechten Treffer hätte es nach uns gesucht. Die Sache wäre dann in diesem üblen Busch vielleicht anders verlaufen. So kam ich zum ersten Nashorn! Und das war sehr schön so. Am selben Nachmittage war ich wieder auf ein „Faru“ unterwegs, sah aber außer vielen frischen Spuren nichts. Man gewinnt bald Geschmack an der Sache. Am nächsten Morgen stellte sich ein Fieber als Reaktion auf die Aufregung ein, und es war mir nicht so wohl zumute wie sonst.

Einige Tage darauf konnte ich mein Abenteuer auf der Station beim „mazumgumzo“\*) in der Messe vor lauschenden Zuhörern zum besten geben und sah drei Monate später dabei, als einer von ihnen

\*) Mazumgumzo, gesprochen: masumgumso, heißt Unterhaltung, Gespräch. Man beachte die Tonmalerei, die an das Gesumme der Stimmen anknüpft.

diese selbe Sache mit dem Nashorn als selbst erlebt in lebendigen Farben vortrug. In der ersten Überraschung wäre ich um ein Haar in den Ruf: „Ranu!“ ausgebrochen.

Aber mit dem Gedanken: „Ja, ja das Tropengedächtnis“, ließ ich ihm sein Vergnügen und sagte von Zeit zu Zeit nur: „Donnerwetter!“ damit er eine Freude habe.

Jahre später in Urundi. Zerklüftetes Bergland, lichter Wald. Auf den Höhen morastige Stellen, im Tale ein breiter, dreikantiger Papyrusumpfs. Gestrüpp, modernde Bäume, kniehohes Gras an seinem Rande. Mehrere hundert Meter über dem Sumpfe war ich unerwartet auf Nashornspuren und bald auch auf einen guten Bullen gestoßen, der auf meinen, wie ich glaubte, einwandfreien Schuß auf 30 Schritt Entfernung talwärts flüchtig abging. Der leicht erkennbaren Sput nach erreichten wir, steil bergab steigend, die Talsohle und folgten ihr bei Gegenwind unweit des Sumpfes, als plötzlich der Blick auf einem bewegungslos im Gras verharrenden alten Nashorn haftet, das nur 20 Meter vor uns stand. Lautlos waren meine Begleiter in die Knie gesunken. Zu reden war da nichts. Da ist ja mein Bulle schon, dachte ich, knie hin, entsichere, ziele, feure. Wie ein Apfel vom Baum fällt, sackte das Tier tot zusammen. Der Schuß war mitten durchs Herz gegangen; das Tier wie vom Blitz gefällt! Doch welche Überraschung! Unmittelbar hinter ihm stand — jetzt erst sichtbar geworden, vorher vom ge-

fallenen genau verdeckt gewesen — ein zweites Kraftstrohendes Nashorn, nur wenig schwächer wie das erste. — Es verließ seinen Platz nicht, sondern äugte nur gleichsam erstaunt und versuchte zu wittern. Schießen wollte ich keinesfalls, da wir nun für lange mit Fleisch versorgt waren.

Die sich nähernde Karawane ließ ich 300 Meter von der Schußstelle auf einer kleinen Anhöhe Lager beziehen, während ich einige Aufnahmen machte. Das Nashorn schnaubte uns einige Male an, kehrte nach kurzem Vorstoßen aber immer wieder zu dem verendeten Tiere zurück. Da wir die Beute zerteilen wollten, mußte das zweite Nashorn irgendwie fortgebracht werden, ohne es zu beschädigen. Ich grübelte und sann, wie das zu machen! Da fiel mir etwas Neues auf diesem Gebiete ein, von dem ich mir vollen Erfolg und einen großen Spaß versprach. Ich versammelte meine inzwischen im Lager eingetroffenen Leute und brachte so eine Heeresgruppe von drei Soldaten und fünfzehn Trägern zusammen, denen ich meine Idee auseinandersetzte. Nicht alle waren ganz einverstanden, aber alle machten mit, denn groß ist der Glaube an die Unfehlbarkeit des Europäers, der die Karawane führt. Auf das verabredete Zeichen — Hochschwingen meines langen Bambuswanderstabes — stürmten wir vereint, streng militärisch nach dem Reglement einen Frontalangriff unternehmend, mit: „*March, March, Hurra!*“ auf das Nashorn los. Das war ihm zuviel! Es flog nur so davon! Ganz wie ich es mir gedacht hatte.

Die Freude! Und: Schön ist es, ein Held zu sein! In großem Lachen und vielen Witzeln über den Ausreißer löste sich die Spannung der tapferen Schar, die — wie es sich gehört — als Leute von Taft und Feingefühl mit den Vortritt überlassen hatten. Ich glaube, das nächste Mal werden fünf Mann auch genügen, und werde versuchen, weitere Erfahrungen, auch anderem Stochwild gegenüber, zu sammeln. Am Spätnachmittage kehrte der junge Bulle, von mir längst beobachtet, zu dem mittlerweile ausgeschlachteten Kadaver zurück, um nach Beschnuppern desselben mit lautem Schreien flüchtig zu werden. Von der Beute waren große Hautstücke zum Lager geschleift worden. Am Abend um acht Uhr stand das Nashorn, das der Witterung der Schleißspur gefolgt war, vor unserem Lager, in dem die hellen Feuer zum Himmel rauchten. Ich hatte leider, ohne es zu wollen und zu wissen, sein Muttertier erlegt. Beim Nashorn bleiben die Jungen jahrelang bei der Alten, bis sie selbst ausgewachsen sind, die Liebe erwacht und ihr Fortpflanzungstrieb sie auf eigene Wanderschaft zwingt, zur Suche nach einer Genossin.

Die mir mehrfach geglückte Beobachtung eines Nashorns mit seinem Jungen läßt eine große Gärlichkeit untereinander und fast rührend anmutende Anhänglichkeit aneinander erkennen!

Wie wenig Ahnung haben wir Menschen doch vom Empfindungsleben der Tiere!

Wie seltsam es da zugehen kann — diesmal in entschieden zu weitgehender Teilnahme und einiger



Verkennung der Sachlage —, drückte eine ältere Dame im Zoo, gerührt das alte, indische Nashorn betrachtend, zu ihrer Freundin gewandt, mit den tieftraurig vorgebrachten Worten aus: „Das arme Tier . . . muß so durch die Welt gehn . . . durchs ganze Leben!“

Ich stand daneben und hätte sie darüber beruhigen können, daß das Nashorn sich „so“ zweifellos wohl fühle und nicht darunter litte, in dieser Form durchs Leben gehen zu müssen. Aber wozu so viel herrliche Einfalt beeinträchtigen? Und wenn nun ein Nashorn auch denken könnte und sich die alte Dame mit ähnlichen Empfindungen angesehen hätte?

Man kann bei solchen Betrachtungen in verteu- felte Zweifel kommen . . . und ich sage lieber keinen Ton mehr . . . — Donnerwetter!

---



Route des besprochen Gebieten